

Zukunft der Literatur

Kritik der neuen Ausgabe von „Text+Kritik“

■ CORNELIUS HELL

Wer kennt sie nicht, die weißen Hefte mit den Schwarz-weiß-Autorenfotos, die seit fünf Jahrzehnten das Werk vieler Schriftstellerinnen und Schriftsteller literaturkritisch und literaturwissenschaftlich begleiten, resümieren und zur Diskussion stellen? Wenn also „Text+Kritik“ über „Die Zukunft der Literatur“ reflektiert, darf man sich einiges erwarten. Doch die erste Enttäuschung ist leider schon das Verzeichnis der Autorinnen und Autoren: Da bleibt man in der Bundesrepublik ganz unter sich. Kritiker, Wissenschaftler oder Autoren – ihre weiblichen Vertreterinnen immer mit eingeschlossen – aus der Schweiz oder aus Österreich – nee, brauchen wir nicht. Was Literatur ist, wissen wir selber, und die deutschsprachige Literatur haben wir sowieso für uns gepachtet. Einzig Daniel Kehlmann durfte ins Heft – sein Dialog mit dem britischen Schriftsteller Adam Thirlwell ist zwar nicht das Gelbe vom Ei, aber wenigstens witzig.

Natürlich führt dieser unfassbare Imperialismus der bundesdeutschen Literaturzunft schlicht auch zu Irrtümern, wenn etwa Redaktionsleiter Hermann Korte, der die Beiträge resümiert, bevor man sie zu lesen bekommt, folgende Behauptung aufstellt: „Die enge Berührung des politischen Diskurses mit dem literarisch-künstlerischen Feld ist seit 1990 stark rückläufig.“ Marlene Streeruwitz, Elfriede Jelinek, Werner Kofler, Josef Haslinger, Gerhard Roth, Karl-Markus Gauß oder Robert Schindel – wahrscheinlich hat er die alle gar nicht gelesen – wozu denn, sind ja Österreicherinnen und Österreicher. Hätte man ihre Werke im Blick, könnte man derartigen Unsinn nicht behaupten.

Im Beitrag „Die Literatur in digitalen Zeiten“ von Jörg Plath kommen Österreich und die Schweiz sehr wohl vor. Der Kritiker

hat Statements von wichtigen Verlagen aus dem gesamten deutschsprachigen Raum eingeholt, aus denen eine bemerkenswerte Unsicherheit der Verlagsszene hervorgeht: Abwarten scheint die Devise zu lauten. Das heißt: den stationären Buchhandel nicht zu verärgern, aber auf seine absehbare Schwächung vorbereitet sein. Plaths Beitrag ist vor allem deshalb eine Pflichtlektüre, weil er die Einschätzungen der Verlage in präzise eigene Analysen einbettet. Und da zeigt sich: Die künftige Rolle der Literatur in den Verlagsprogrammen wird sich ändern; Digitalisierung reißt die Grenzen zwischen Sprachräumen, Branchen und Qualifikationen ein, Self-Publishing wird zunehmen, Verlage werden ihre Monopol-Funktion als Eingangstor in den Literaturbetrieb verlieren; und der Markt für ernsthafte Literatur wird insgesamt abnehmen. Interessant ist, dass die Verlage in den Gesprächen mit Jörg Plath ganz besonders auf die Zusammenarbeit mit dem Autor und ihre Lektoratsarbeit setzen – Bereiche, die sie in den letzten Jahrzehnten selbst systemtisch ausgedünnt haben. Klar ist vielen Verlagen auch, dass ihre digitalen Umsätze in Zukunft zwar steigen, jedoch die Rückgänge in der gedruckten Unterhaltung und im Taschenbuch nicht auffangen werden – das heißt, die Kalkulationsgrundlagen für Literatur insgesamt verschlechtern sich. Denn, wie Rowohlt-Cheflektor Thomas Überhoff konstatiert: „Der digitale Markt schöpft die Spitzen ab.“ Dazu kommt der Bedeutungsverlust des stationären Buchhandels und des Feuilletons, was es zunehmend schwerer macht, komplexe Bücher zu verkaufen.

Das fällt am „Text+Kritik“-Band über die Zukunft der Literatur besonders auf: dass viele Beiträge auf die Veränderungen durch den elektronischen Buchmarkt und die neuen Medien fixiert sind, während die

■ Die Frage wäre, was in Zukunft als Literatur verkauft wird und wie sich die Schreibweisen von Schriftstellerinnen und Schriftstellern unter diesem ökonomischen Diktat ändern.

■ Die künftige Rolle der Literatur in den Verlagsprogrammen wird sich ändern; Digitalisierung reißt die Grenzen zwischen Sprachräumen, Branchen und Qualifikationen ein, Self-Publishing wird zunehmen, Verlage werden ihre Monopol-Funktion als Eingangstor in den Literaturbetrieb verlieren.

schleichenden Umwälzungen in den letzten Jahrzehnten ganz ohne diese passiert sind – etwa die Personalisierung der Medienberichterstattung und der darauf reagierenden Verlagsstrategien. Das hat Autoren vom Typ Thomas Glavinic hervorgebracht, bei denen die Inszenierung der Person viel wichtiger ist als die sprachliche und kompositorische Qualität eines Buches. Oder die Konzentration auf Themen – nur dadurch konnte es dazu kommen, dass etwa Arno Geiger mit dem Buch über seinen dementen Vater nicht nur kommerziell erfolgreich ist, sondern dafür sogar mit dem Hölderlinpreis ausgezeichnet wurde – ein grotesker Gegensatz zur fehlenden sprachlichen Feinarbeit und Originalität des Textes.

Die globale Frage, ob Literatur Zukunft hat, ist ziemlich müßig – man sieht ja, dass Autorinnen und Autoren mehr denn je gefragte Teilnehmer an Talkshows und Interviewpartner sind. Die Frage wäre, was in Zukunft als Literatur verkauft wird und wie sich die Schreibweisen von Schriftstellerinnen und Schriftstellern unter diesem ökonomischen Diktat ändern. Dass

Verlagsvorschauen, die einst eine Visualisierung literarischer Ansprüche waren, heute seitenweise mit Krimis aufmachen und ihre literarisch anspruchsvollsten Bücher irgendwo weiter hinten auf je einer Seite präsentieren oder Verlage wie Piper, die jahrzehntelang Säulen des Literaturbetriebs waren und Klassiker des 20. Jahrhunderts verlegt haben, heute kaum noch einen neuen Titel offerieren, der nicht das Zeug zum Bestseller hat – all das reflektiert der „Text+Kritik“-Band so gut wie gar nicht. Auch nicht die Veränderungen im Kulturjournalismus und die Konsequenzen des Bedeutungsverlustes der Literaturkritik. Oder dass Lyrik so gut wie totgeschwiegen wird.

In einem Beitrag kriegt die Kritik ihr Fett ab – allerdings etwas zu pauschal. Doch sonst ist der kulturpessimistische Furor des Lyrikers Gerhard Falkner von großer Sprach- und Diagnosekraft weit über den Zustand der Literatur hinaus. Er schreibt gegen den „Verlust des inneren Monologs“ und die „superkurzen Einsatz- und Bereitschaftssprachen“, denen wir im „medialen Vollkontakt“ ausgesetzt sind. Schon sein Titel „Über Trendscouts, Beutegier, Vampirismus und Legebatterien“ ist eine Kampfansage, die sich wohlthuend abhebt von den abwägenden Prognosen oder gar vom gedruckten Geplauder eines Klaus Siblewski, der das gute alte Buch glorifiziert. Ein anderer alter Hase der Verlagsbranche, Klaus Töteberg, hat zwar mehr zu sagen, nur die halbherzige Einkleidung seiner Diagnosen in einen „Bericht von einer fiktiven Verlagskonferenz“ ist literarisch misslungen.

„Literatur schenkt uns Zeit, unser eigenes Leben zu begreifen.“ Mit diesem kritischen Pathos endet der Beitrag von Ulrike Dräsner über die Zukunft des Romans, über das Erzählen in der Literatur und in der Werbung. Doch das kann nur eine Literatur, die verschiedene Lesarten anbietet, die zum Innehalten und Mehrmals-Lesen zwingt. Den Terrainverlust dieser Literatur nicht nur zu bejammern, sondern zu zeigen, was ein Mensch, was eine Gesellschaft dadurch verliert, darum ginge es in der Diskussion über die Zukunft der Literatur. ■



„Text+Kritik“ Zeitschrift für Literatur.
Sonderband
Richard Boorberg Verlag, München 2013